

Nr. 206. Bromberg, den 9. September 1931.

Altaich.

Eine heitere Sommergeschichte.

Von Ludwig Thoma.

(27. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Könnten Sie nicht auch in Wien leben?“ fragte Henny.

„Warum sagen Gnädigste ausgerechnet Wien? Warum nicht Berlin?“

„Ich glaube nicht, daß Ihnen Berlin gefallen würde ...“

„Aber großartig! Ich schwöre . . .“

„Sie sagten doch, daß Sie noch nie dort waren . . .“

„War ich auch nicht. Aber Berlin besitzt für mich eine unbeschreibliche Anziehungskraft . . .“

Er warf einen feurigen Blick auf Henny, der sie belustigte.

Aber Frau Schnaase, die ihn auch bemerkt hatte, lenkte ab. Ihre Klugheit, die sich nun schon zum andern Male bewährte, ließ sie einen Köder finden, auf den der Oberleutnant biß. Sie fragte ihn nach der österreichischen Aristokratie, für die sie sich immer sehr interessiert habe.

Man sah die Herrschaften Sonntags vor der Hedwigskirche, und es waren so schicke Erscheinungen darunter.

Wlazeck antwortete zuerst etwas zögernd, aber bald wurde er wärmer, und er kannte so viele Komtessen Steffi, Mizzi und Vicky, und so viele Grafen, Maxl, Franzl und Ferdl, daß er damit noch nicht zu Ende war, als man vor der Post anlangte.

„Der Mensch ist gräßlich“, sagte Frau Schnaase, als sie sich in ihrem Zimmer erschöpft niedersetzte. „Das fehlte gerade noch, daß der auch davon anfing.“

„Auch? Also war doch was los mit dem Barfüßer? Bitte . . .“

„Henny, laß doch diese Ausdrücke!“

„Bitte, bitte! Erzähle!“

„Was ist dabei zu erzählen. Der junge Mann dachte sich das wohl so . . .“

„Nein! Wie süß!“ jauchzte Henny, die sich aufs Kanapee warf und mit den Beinen strampelte. „Hat er angehalten? Glatt wie 'n Aal?“

„Nee! Das wußte ich schon zu verhindern; Redensarten hat er natürlich gemacht. Ich muß dir aber sagen, ich finde solche Taktlosigkeiten gar nicht amüsant.“

„Ich schon. Denk mal: zwei Anträge! Und der dritte kommt noch. Wetten, daß? . . .“

*

„So 'n Ekel!“ sagte Schnaase und sah dem entschwindenden Bünzli nach. „Wie kann sich der Lausellümmel das rausnehmen, daß er mir so grob kommt? Und ich kann ihm nich mal den Kopp waschen vonwejen . . . na ja! Machen Sie Ihr Gelump selbst! So 'n Kühjunge! Un liederliche Einfälle, sagt er. Was der bloß hatte? Aufgeregt un grob un flegelhaft. Und nu sitze ich da mit meine Kenntnisse, und mit dem Schansong is es Essig. Selbstgelegte Eier? Nee! Ich werde dem Mächen sagen, der Dichter kann nich. Der Knabe, der das Alphorn bläst, hat Frost im Koppe. Was muß se auch ausgerechnet Gedichte gegen die Altaicher Spießbürger vortragen? Wenn't nich is, denn is 't nich. Ich muß ihr das heute noch schonend beibringen. Liederliche Einfälle, sagt der Lümmel . . .“

Es ging schon auf den Abend zu, als Herr Schnaase durch die Kirchgasse heimging und einen Blick nach dem Fenster Mizzi Speras warf. Sie war oben, und nun deutete er unauffällig mit dem Stocke gegen die Kastanien hin. Mizzi nahm einen Blumentopf in die Hand, zum Zeichen, daß sie verstanden hatte.

Die Zeit war immer die gleiche. Nach Dunkelwerden. Ort — der Dammweg.

Aber nun war es nicht so leicht, nach dem Abendessen wegzukommen, denn Frau Karoline wollte mit ihrem Manne über die seltsamen Ereignisse sprechen, die sie doch sehr erregt hatten. Und dann die Hauptsache. Tante Jule hatte geschrieben, daß Gieseckes ernstlich an eine Verlobung ihres Fritz mit Henny dächten. Nelly Giesecke hatte mit Tante Jule gesprochen, und dann war Fritz zu ihr gekommen, und die Sache war eigentlich im reinen, wenn sich Schnaases einverstanden erklärten, und wenn Henny wollte. Frau Karoline sah bloß Vorteile in der Verbindung, und was Henny anlangte, die war nicht gerade in heller Begeisterung, aber warum nicht?

Also stand nur mehr die Entscheidung Papa Schnaases aus, und die mußte gleich erfolgen, denn wenn er einwilligte, sollte sofort ein Telegramm an Tante Jule abgehen.

Karoline sagte zu ihrem Manne, daß sie ihm etwas sehr Wichtiges mitzuteilen habe. Gleich nach Tisch.

„Lieber morgen“, meinte Schnaase. „Das muß alles seine gehörige Konfusion haben. Und nach dem Essen, du weißt doch, muß ich nu mal n bißchen spazieren gehen. Auch mit Natterer habe ich zu konferieren. Wegen dem Fez. Morjen aber bin ich ausgeschlafen, und denn kannste loslegen.“

„Ich sage dir doch, daß es eilt.“

„In Altaich eilt nischt.“

Karoline bestand unwillig auf der Unterredung.

„Ich verstehe überhaupt nich, warum du dich weigerst.“

„Also gut! Heute. Aber nach dem Verdauungsbummel. Den bin ich meiner Gesundheit schuldig.“

Einen peinlichen Moment erlebte Schnaase noch, als Bünzli ins Gastzimmer kam. Wenn sich der Lümmel zu ihnen setzte, und er so tun mußte, als wenn nichts gewesen wäre.. Aber nein, er ging, ohne zu grüßen, vorüber, und setzte sich in die hinterste Ecke.

Und merkwürdig! Karoline schien es gar nicht zu bemerken.

Glück muß der Mensch haben.

Schnaase war rascher wie sonst mit dem Essen fertig, und er nahm sich nicht einmal die Zeit zum zweiten Glase Bier.

„Damit ich nur rasch wieder zurück bin, Karoline.“

Im Hausgange sprach ihn der komplizierte Kanzleirat an. „Auch noch ein bissel ins Freie? Wenn 's Ihnen net unangenehm is, schließ ich mich an.“

Das ließ sich, weil der Blenninger natürlich wieder unterm Tore stand, nicht ablehnen.

Aber draußen auf dem Marktplatze faßte Schnaase Herrn Schützinger bei der Hand und sagte leise:

„Verehrtester, tun Se mir den einzigen Gefallen und schließen Se sich nich an. Sie erinnern sich wohl an unsere gemeinsame Expedition von damals, und nu wissen Se alles . . ."

„Ah so! Spielt die Sache weiter? Meine Gratulation!"

„Scht!"

Ein bedeutsamer Wink verwies Schützinger zur Ruhe. Er kehrte um und lächelte so ge[illegible]imnisvoll, daß jeder Menschenkenner auf schlimme Verm[illegible]gen gekommen wäre.

Aber der Blenninger [illegible]el faßte keinen Verdacht, denn die Nachdenkerei war eine Arbeit, die sich nicht auszahlte.

*

„Kleine Maus, schon da?" sagte Schnaase, als er Mizzi Spera auf dem Dammwege nahe der Ertlmühle traf. Sie war übel gelaunt.

„Ich bin nich gewohnt, daß man mich warten läßt," sagte sie. „Vorhin ging 'n Angestellter von uns mit Ihrer Zofe vorbei."

„Und sie haben Sie gesehen?"

„Mich nich; ich konnte mich noch verstecken. Aber vielleicht Fifi."

„Deibel noch mal! Die haben vielleicht was gemerkt?"

Mizzi zuckte hochmütig die Achseln.

„Die müssen sich doch was denken," sagte Schnaase ängstlich.

„Was er sich denkt, is mir egal. Aber man will sich doch nicht von 'nem Angestellten überraschen lassen. Wären Sie eben früher gekommen! Haben Sie das Gedicht?"

„Das Gedicht — — Deibel noch mal, wenn ich nur wüßte, ob das Mädel was gemerkt hat —, ja so, das Gedicht. Nee, das hab' ich nich."

„Was soll ich dann hier?"

„Sind Se friedlich, Mizzichen! Eben wegen dem Gedichte mußte ich Sie sprechen. Nämlich mit dem Litteraturfatzke is es nischt . . ."

„Er will nicht?"

„Er kann nich. Es übersteigt seine Kräfte, un ich habe ihn stark im Verdachte, daß er überhaupt nischt fertig bringt."

„Und deswegen muß ich den Weg herunterlaufen und hier stehen? Obwohl 'n Gewitter kommt?"

„Es wird schon nich kommen."

Ein heftiger Windstoß, der die Erlen schüttelte, gab der kleinen Maus recht.

„Gott, wie dämlich!" rief sie und stampfte mit dem Fuße auf. Schnaase wollte beschwichtigen.

„Ich hab' mich doch gefreut, mit Ihnen so 'n bißchen zu plaudern . . ."

„Quatsch!"

„Nich ungerecht sein, Mizzichen! Ich habe alles getan, was ich tun konnte. Glauben Se, es war mir angenehm, dem Schmierfinken auf die Bude zu steigen und so 'n Kerl ins Vertrauen zu ziehen? Nee! Schön is anders. Un denn, was wollen Sie? Ich habe den Schangsong richtig bestellt, er hat zugesagt. Kann ich dafür, daß er 'n Schieber is?"

„Das hilft mir gar nichts. Erst quälen Sie mich, ich soll und muß auftreten, und lassen mich nich in Ruhe, und dann sage ich ja, und nun?"

„Hm!" machte Schnaase, der sich erinnerte, daß der Vorschlag von Fräulein Spera ausgegangen war.

„Es ist nur gut, daß ich mir mein grünes Kostüm nich schicken ließ. Ich wollte schon depeschieren. Aber nu tret' ich überhaupt nich auf!"

„Mizzichen!"

„Nein! Fällt mir nich ein. Ich pfeife auf das ganze Fest."

Schnaase machte ein sehr betrübtes Gesicht, obwohl ihm ein Stein vom Herzen fiel.

Es war ihm schon lange nicht wohl gewesen bei dem Gedanken an das Auftreten des heimatlichen Talentes.

„Aber das is ja unmöglich!" sagte er und griff nach seinem Hute, den ihm ein neuer Windstoß beinahe entführt hätte. „Unser Fest is gefährdet, wenn Se nich auftreten."

„Was kümmert das mich? Überhaupt will ich jetzt heimgehen."

„Aber kleine Maus!"

Schnaase wollte seinen Arm um die Taille der Erzürnten legen, aber sie machte sich unwillig los.

„Hören Se nich, daß es donnert? Ich will nicht ins Unwetter kommen."

Sie ging ein paar Schritte vorwärts. Da sprang ihr Hund mit wütendem Gekläffe einem Manne entgegen, der in der Dunkelheit nicht zu erkennen war.

„Fifi! Viens donc!"

Eine rauhe Stimme rief zurück: „Heda! Was is?"

Und Mizzi Spera erschrak so heftig, daß sie die Sprache ihrer Jugend wiederfand.

„Jessas! Der Vata!"

Schnaase sprang ohne Besinnen die Böschung hinunter; brechende Zweige knackten, und Steine kollerten hinter ihm drein.

Er machte ein paar Sprünge bachabwärts und geriet mit einem Fuße bis über den Knöchel in Schlamm. Dann blieb er regungslos stehen und horchte.

„Du bist's? Treibst di scho bei da Nacht umanand?"

„Aber hör doch! Ich war doch . . ."

„Wer bei dir war?"

„Niemand."

„Lüag du Herrgott . . ."

„Laß mich doch reden und faß mich nich so an! Niemand von hier. Ein Herr, mit dem ich sprechen mußte wegen dem Fest, weil ich doch was vortragen sollte . . ."

Hallberger schaute seiner Tochter ins Gesicht.

Der Wind hatte ihre Haare zerzaust, und die Angst eines ertappten Mädels paßte schlecht zu den verlebten Zügen.

Angeekelt ließ er sie los.

„Geh zua und lüag, soviel als d' magst! Is ja do all's gleich!"

Er ging und achtete nicht darauf, daß sie hinter ihm drein lief und redete von einem Gedicht und einem Herrn, und daß sie sich zuerst erregt und dann weinerlich gegen einen solchen Verdacht und gegen jeden Verdacht verwahrte.

Der Hallberger ging seinen Weg weiter.

Mizzi Speras Klagen verwehte der Wind und übertönte der Donner, und ein prasselnder Regen zerstörte ihre mit Pudermehl hergestellte Schönheit so gründlich, daß sie häßlich und verwaschen vor der entsetzten Mutter stand.

„Um Gottes will'n, wie schaust denn du aus?"

Aber die Tochter gab ihr keine Antwort. Sie eilte die Stiege hinauf und schlug wütend die Türe hinter sich zu.

„Was is denn mit 'n Madl?" fragte die Hallbergerin ihren Mann, der schweigend seinen nassen Rock über eine Stuhllehne hing.

„Laß di selber von ihr o'lüag'n!" sagte er. „Von dir hat sie 's ja g'lernt."

Er ging aus dem Schlafzimmer und legte sich in der Wohnstube aufs Kanapee. Auf alles Klagen und Fragen erhielt die Alte wochenlang keine Antwort mehr.

Und wenn sie zu wortreichen Gesprächen ansetzte, ging er und sagte nur grimmig:

„Red zua! Is ja do alles g'log'n . . ."

*

Schnaase stand am Bachrande und horchte ängstlich.

Der Sturmwind rauschte so stark in den Baumkronen, daß er nicht merken konnte, wie sich die Stimmen entfernten, und er blieb lange in seinem Versteck, und wenn sich die Zweige heftiger bewegten, fuhr er erschrocken zusammen und glaubte, der zornige Vater breche durchs Gebüsch, um ihn zu suchen. Seinen Hut hatte er beim Sprunge verloren, und der Platzregen peitschte sein kahles Haupt.

In den rechten Schuh war schlammiges Wasser eingedrungen; bald klebten ihm Rock und Hose patschnaß am Körper, und dabei wagte er es noch immer nicht, sich zu rühren. Endlich kletterte er vorsichtig die Böschung hinauf, glitt aus, hielt sich am Gesträuch fest und zwängte sich durch. Wieder horchte er und überzeugte sich, daß der Dammweg frei war. Zurückgehen hieß dem Feinde in die Hände laufen; er mußte an der Mühle vorbei, um den Ort herum einen großen Umweg machen.

Bei dem Wetter!

Seufzend tappte er vorwärts. Es war so finster, daß man die Hand nicht vor den Augen sah, und der Regen fiel ihn wütend von hinten an und weichte ihm den Hemdkragen durch.

Hoppla! Ein Ast fuhr ihm unsanft über die Glatze.

Und immer weiter in die dustere Nacht hinein, und nich Weg und Steg wissen?

Nee! Da war's am Ende doch klüger, umzukehren und sich am Hause des Schlossermeisters vorbeizudrücken.

Er blieb aufatmend stehen. Das Regenwasser lief ihm unterm Kragen den Rücken hinunter, und dabei schwitzte er vor Aufregung.

Ein Blitzstrahl beleuchtete taghell den Weg.

Da war ja ne Brücke! Und von drüben her blinkte Licht hinter ein paar Fenstern.

Das war doch die Mühle, wo er damals war; wo er die Eltern von dem jungen Menschen besucht hatte.

Gott sei's getrommelt und gepfiffen! Dort konnte er unterstehen. Die Leute waren doch nett gewesen, und man hatte sich gut verstanden.

(Fortsetzung folgt.)

Attentate auf Ohren und Nasen.

Ein Kapitel menschlicher Grausamkeit,

Von Gerhard Krause.

„Zwischen zwei Frauen ist in einem Wirtshaus in Gyula (Ungarn) eine Rauferei entstanden. Hierbei biß eine der Frauen der anderen die Nase ab. Die verwundete Frau hatte noch so viel Geistesgegenwart, ihre abgebissene Nase von der Erde aufzuheben und sich im Automobil in ein Spital zu begeben."

So war vor kurzem in einer ungarischen Zeitung eine Begebenheit, die alles andere als einzig dastehend zu bezeichnen ist, zu lesen. Die Fälle der Ohren- und Nasenattentate mehren sich in erschreckender Weise, man kann schon bald von einer Geschichte der Nasenbisse sprechen, man muß nur ein Spezialkapitel menschlicher Grausamkeit nachschlagen. Durch Unfälle, durch Tierbisse kann man seine Nase verlieren oder sie verstümmelt im Gesicht behalten. Häufiger sind die Fälle, die wir einmal kurz behandeln wollen: der Nasenbiß und der Ohrenbiß (-schnitt) als Akt menschlicher Grausamkeit.

In der Geschichte der Liebe spielt der Nasenbiß eine große Rolle, besonders in der Geschichte der Eifersucht. Der berühmte Forscher Harmon, berichtet von den Indianern an der östlichen Seite der „Rocky Mountains", daß sie in ihren Eifersuchtsanfällen nicht bloß ihren Frauen die Haare abschneiden, sondern auch die Nase, und, so fährt er fort, „haben sie im Augenblick der Leidenschaft kein Messer bei der Hand, so beißen sie die Nase mit den Zähnen ab . . . Es befriedigt den Mann, auf solche Art eine vermeintliche Beleidigung gerächt zu haben, und nachdem er die Schönheit seiner Gattin zerstört, folgert er, daß er sie gegen alle künftigen Verlockungen, Anstoß zu erregen, gesichert hat." Bei den Wilden ist diese Entstellung der treulosen Frau üblich, sie bekommt eben auf diese Weise ihren ewigen Denkzettel mit. Bei den Wamakuas übrigens wird, wie Schidlo, der Vielseitigste aller Gelehrten, berichtet, weibliche Untreue mit völliger Durchschneidung der Oberlippe gebrandmarkt, und die Creeks und einige Tschittagong-Hügelstämme schneiden einer Frau, die der Untreue bezichtigt wurde, die Ohren ab . . .

Vor etwa anderthalb Jahren wurde ein scheußlicher Fall eines Ohrenattentäters aus Marseille gemeldet. Auf dem Platz St. Michel wurden einer Frau bei einer öffentlichen Feier von zwei Apachen die Ohren abgeschnitten. Die Attentäter hatten sich von hinten an die Frau gedrängt, und mit dem Rasiermesser diese grausame Operation an ihr vollzogen, um sich in den Besitz der Ohrringe zu bringen. Als auf die Hilferufe der Frau ein Polizist kam, waren die Übeltäter schon über alle Berge . . .

Im April 1922 wurde aus Warschau gemeldet: „Ein Fall, den die politische Kriminalchronik noch nicht verzeichnet hat, ereignete sich gestern in den Warteräumen des hiesigen Bahnhofes. Ein Eisenbahnabteil 2. Klasse, in dem sich die Bankbeamtin Koscielewska befand, bestieg ein Schauspieler namens Luczak, der unweit von Warschau wohnt und von der Koscielewska unterhalten wird. Vor einigen Tagen verließ die Bankbeamtin die Wohnung, die sie mit Luczak teilte und kehrte mit ihrer 8 Monate alten Tochter nach Warschau zurück, wo sie bei ihren Eltern Unterkunft fand. Der wütende Luczak verfolgte die Bankbeamtin ständig und bedrohte sie mehrere Male mit einer Waffe. Im Augenblick wo Luczak das Abteil bestieg, waren die beiden ganz allein. Nachdem die Koscielewska sich mit ihm einige Augenblicke lang ruhig unterhalten hatte, sprang Luczak auf, packte sie am Kopf, biß ihr blitzschnell die Nase ab und verschluckte den abgebissenen Nasenknochen mit Fleisch! Die Schwerverletzte, ganz mit Blut bespritzt, wurde im Eisenbahn-Ambulatorium verbunden und in ein Krankenhaus gebracht. Der Täter wurde verhaftet. „Sind derartige Roheitsakte ein Zeichen unserer vielgerühmten Zivilisation?"

Weiter lesen wir: „Der früheren Geliebten die Nase abgebissen. Am hellichten Tage hat in München ein Arbeiter seiner früheren Geliebten aus Wut die Nase vollkommen abgebissen. Der Täter wurde von Polizeibeamten aus der Menge, die ihn lynchen wollte, befreit und ins Gefängnis gebracht." Zeitungsausschnitt vom Juli 1925. Ich teile einen weiteren Fall ohne Kommentar mit, der sich im Juli 1924 ereignete: „Ein gefährlicher Liebhaber. Wien ist wieder einmal der Schauplatz einer kleinen Tragikomödie. Dorothea, eine große, blonde Dänin, war die Geliebte des Goldarbeitergehilfen Franz Leibel. Franz Leibel hatte die unangenehme Gewohnheit, seine Freundin allnächtlich furchtbar zu verprügeln, was Dorothea schließlich dazu zwang, die Hilfe der Polizei anzurufen. Leibel wurde verhaftet, und zwar in Anwesenheit Dorotheas, die das Mißgeschick des Herzallerliebsten mit frohem Lachen begrüßte. Da riß sich Leibel von dem Schutzmann los, eilte auf Dorothea los, umarmte sie, scheinbar um Abschied zu nehmen, biß ihr jedoch, während er sie zärtlich küßte, die Nasenspitze ab. Franz Leibel wurde vom Wiener Landgericht wegen schwerer Körperverletzung zu drei Monaten Kerker verurteilt.

Was übrigens die Verurteilung der Attentäter betrifft, so gab es darüber vor einem Vierteljahrtausend sogar noch Meinungsverschiedenheiten, und zwar in England. 1705 war es, da hatte in einer englischen Hafenstadt bei einem Wirtshausstreit, der in arge Tätlichkeiten ausartete, ein junger Mann das Pech, einem anderen die Nase abzubeißen und wurde aus diesem Anlaß wegen Körperverletzung vor das Tribunal geladen. Dort machte nun der Anwalt des naselüsternen Engländers zum Erstaunen aller den rechtlichen Einwand, daß in diesem Falle gar keine Körperverletzung vorliege, da die Nase lediglich ein Knorpel, nicht aber ein reguläres Glied des menschlichen Körpers sei, das aus Muskeln, Nerven und Venen bestehe. Und in der Tat machten sich die Richter, wie überliefert wird, die Argumentationen des Verteidigers zu eigen und sprachen den Angeschuldigten frei. Dieser Ausgang der Sache machte freilich der englischen Justiz Kopfzerbrechen. Sie brachte bald darauf im Parlament eine Gesetzesvorlage ein, die die formelle, gesetzliche Anerkennung der Nase als Glied des menschlichen Körpers forderte und auch erlangte.

Im Jahre 1840 teilte ein französisches Journal allen Ernstes folgende Begebenheit mit: „In Lyon schnitt sich ein Koch mit einem eben erst geschliffenen Messer die Nase ab. Sogleich wurde der Doktor X., ein Landsmann des bekannten Lustigmachers Janin, Mitarbeiters des erwähnten Journals, gerufen, der sofort im Beisein einer Masse von Neugierigen dem Koch statt der abgeschnittenen eine griechische Nase vom schönsten Profil, die aus einem Truthahnflügel geschnitten war, ansetzte. Der Koch ist ganz wohl und hat weiter nichts zu tun, als von Zeit zu Zeit die hervorsprossenden Federn auszurupfen.

Damit der Schluß nicht gar so traurig ausfällt, noch eine Tatsächlichkeit eines Nasenbisses mit happy end, die aus Budapest gemeldet wird. Aus Eifersucht hat ein Bauer in Toposya, so ging es damals durch die Zeitungen, seinem Weibe die Nase abgebissen. Der Bauer wollte auf diese Weise verhüten, daß sich ein anderer in seine Frau verliebe. Hier haben wir einen von den schon angeführten Fällen: ganz wie bei den Indianern! Die Frau eilte blutüberströmt auf das Gericht, um den grausamen Gemahl zu verklagen. Der Gatte wurde bald darauf geholt und ins Verhör genommen, bemerkte aber: „Ich habe sie auch so gern und habe dieses Mittel nur angewendet, damit kein anderer sich in sie verliebe." Vergnügt zogen Mann und Frau, nur um eine Nase kürzer, nach Hause.



Bunte Chronik

* **Artistenschicksal.** Es waren zwei Artisten, zwei junge Männer, die schlugen sich in Frankreich mühselig durch das Leben. Es gibt ja so viele in diesem Beruf, und nur die Könner verdienen gut. Die beiden Linardis gehörten zur Mittelklasse, die Anerkennenswertes leistet und doch nie über kleine Varietés hinauskommt. So traten sie kürzlich in einem Pariser Vorortslokal auf. Zu ihren Darbietungen gehörte eine Schießnummer. Eduard, der eine der beiden Artisten, mußte sich auf der Bühne vor einen Pfahl stellen, und Yves, sein Partner, schoß mit dem Karabiner nach Gegenständen, die das lebende Ziel in der Hand hielt oder auf dem Körper trug. Wieder standen die beiden einander gegenüber. Da sah Eduard, daß der Karabiner in der Hand seines Freundes schwankte, unmerklich fast, doch genügend, um sein Leben zu gefährden. Er wollte dem Partner ein Zeichen geben. Aber die Nummer durfte ja nicht ausfallen, denn das Publikum hatte Anspruch darauf. Der Schuß fiel. Eduard zuckte zusammen und wurde bleich. Kaum einer unter den Zuschauern sah es, und sofort stand der Artist wieder in alter Ruhe vor seinem Posten. Yves zielte nun auf die Brust des Partners. Dort hing ein kleiner Ball, und ihn sollte die Kugel treffen. Eine Stahlplatte unter Eduards Trikot schützte die Brust vor dem Geschoß. Wieder schwankte die Karabinermündung, doch das lebende Ziel stand ruhig und mit bleichem Gesicht. Der Schuß fiel und Eduard stürzte zu Boden. Der Ball war unversehrt, die Kugel hatte den Artisten in den Leib getroffen. Und nun sah das Publikum, warum das lebende Ziel bleich geworden, warum Eduard zusammengezuckt war. Die erste Kugel hatte nicht den Ring getroffen, sondern das Handgelenk des Mannes zerschlagen. Nur ein Artist war er — und doch ein Held.

* **Das Geheimnis der malaiischen Bilder.** Es ist bekannt, daß die malaiischen Volksstämme nicht nur zu den schönsten Menschenrassen gehören, sondern daß sie auch eine hoch entwickelte Eigenkultur besitzen, die besonders in künstlerischer Betätigung ihre Spitze erreicht. So gibt es ausgezeichnete Maler unter den malaiischen Eingeborenen, Maler, die selbst noch höchst notdürftig bekleidet sind und doch Gemälde von eindrucksvoller Wirkung geschaffen haben. Die Museen im Haag, in London, in Paris und Rom weisen hiervon überzeugende Stücke auf. Nun ist es bekannt, daß gewisse malaiische Gemälde die Eigentümlichkeit besitzen, nur bei vollkommener Dunkelheit erkennbar zu sein. Bei Tage erscheinen sie als eine Anhäufung von grauen und schwarzen Farbenklecksen, während bei Nacht ein eigenartiges Leuchten und Flimmern von ihnen ausgeht und erst dann eine eigentliche Farbenunterscheidung lebhaft hervortritt. Man hat wiederholt die Farbstoffe untersucht, aus denen die Malereien dieser Künstler geschaffen wurden, hat aber niemals einen Unterschied zwischen der Eigenschaft unserer europäischen Schwarz-, Ocker- und Graufarben und diesen malaiischen Farben feststellen können. Trotzdem besitzen die letzteren die eigenartige bunte Reaktion bei Finsternis. Es ist möglich, daß die grau in grau gemalten Bilder hinterher mit einer bestimmten Flüssigkeit bestrichen werden und daß diese Manipulation von den Malaien geheim gehalten wird. Bis jetzt ist man hinter das Geheimnis der Bilder noch nicht gekommen.

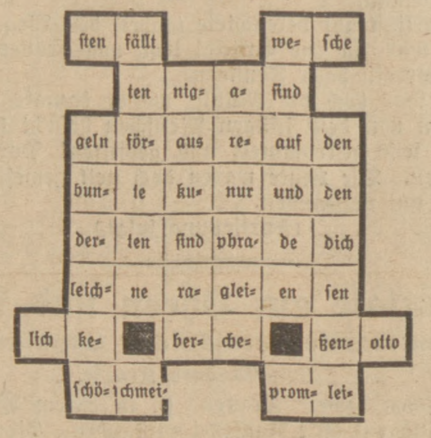
* **Russische Kunstschätze.** Londoner „Daily Herald“ weiß zu melden, daß eine Anzahl Gemälde berühmter Meister sich nicht mehr in der Eremitage in St. Petersburg befinden und nach Amerika verkauft worden sind, man sagt für 500 Pfund Sterling. Darunter sollen sich u. a. befinden: „Bildnis des Lord Wharten“ von A. van Dyck, „Die heilige Magd“ von van Eyck, „Anbetung der drei Könige“ von Botticelli; eine Studie von Velasquez für ein päpstliches Porträt, einige kleine Werke von Rembrandt usw.

* **Die Amerikaner reisen weniger.** Wie „New Republik“ mitteilt, sind vom 1. Juli 1929 bis zum 30. Juni 1930 in den Vereinigten Staaten 209 211 Reisepässe, die durchweg für Reisen nach Europa waren, ausgestellt worden. Vom 1. Juli 1930 bis 30 Juni 1931 dagegen wurden nur 156 715 Reisepässe ausgestellt.



Rätsel-Ecke





Blumen-Rätsel.

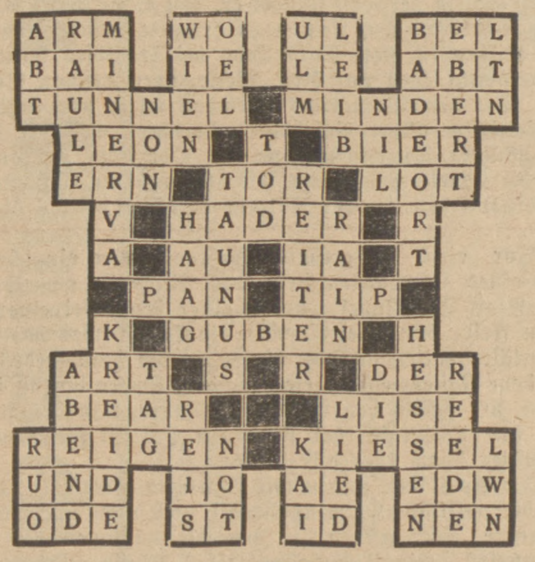
Mag's Fenster oder Garten schmücken,
Die Blüten jeden wohl entzücken,
Denn wo sich Duft und Schönheit einen,
Da will es gleichsam uns erscheinen,
Als ob sich eine edle Seele
Mit holdem Körperreiz vermähle.
Der Wohlgeruch geht schnell verloren,
Wird nun der Fuß als Haupt erkoren,
Die Blumen aber, die sich zeigen,
Sie kennen kein demütig Neigen,
Wenn sie auch freilich nicht verschmähen,
Oft an geringem Platz zu stehen.
Sie mahnen uns, daß Sommerfreuden,
Die Jetztzeit der Natur, im Scheiden.

Scherz-Aufgabe.

	wahr wahr
m	wahr wahr
Zeugung	wahr wahr
	wahr wahr

*

Auflösungen der Rätsel aus Nr. 202.



Silben-Rätsel:

1. Huka, 2. Etamin, 3. Rudolf, 4. Bodega, 5. Sudermann, 6. Teiding.
= **Herbstanfang.**

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.